

erkannt, den alten Hainer bei sich zu sehen, weil der  
just kein sonderlich fleißiger Kirchgänger ist.

O wie schwer wirds dem alten Hainer, zu reden  
und den Mann anzulagen, der an ihm ja gut gehandelt  
hat. Nun er schont sich selber nicht und er malt sich  
vielleicht noch etwas schwärzer, als es gerade nötig wäre.  
Er erzählt alles, alles, auch seinen „Plan“ und den ge-  
planten Ueberfall der Bedenverwaltung. Und dann, so  
ruhig er eben kann, erläutert er den schweren Verdacht,  
der in ihm aufgestiegen.

Der Pfarrer hört schweigend zu, nur ab und zu  
winkend und schwer athmend. Des alten Hainers Er-  
zählung ergänzt die fehlenden Glieder der Kette.

Der alte Hainer ist fertig. In des Pfarrers Ange-  
sicht schaut er und nun weiß er es: Keine Hoffnung  
mehr, es ist alles so, wie er es sich gedacht hat.

Lange sitzen die beiden Männer schweigend da.  
Schwerfällig erhebt sich endlich der Bergmann und der  
Pfarrer legt ihm die Hand auf die Schulter.

„Nichtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!“  
Ob der, der es ausspricht, es wirklich vermag, darnach  
zu handeln? Den festen Willen wenigstens hat der  
Pfarrer, der auch nur ein Mensch ist.

Der Hainer nickt. Auch er will es versuchen, darüber  
hinweg zu kommen. Er reicht dem Pfarrer die harte,  
schwielige Hand und einen Augenblick sehen sich die bei-  
den, einander so verschiedenen Männer ins Auge.

„Wir werden beide dran zu tragen haben unser Le-  
ben lang,“ sagt der Pfarrer, dann wendet sich der alte  
Hainer und geht.

Der Bergmann hat versucht, „darüber hinwegzukom-  
men.“ Er ist nicht mehr der brummige, mürrische, alte  
Hainer, er ist ruhig und freundlich gegen Jedermann.  
Er läßt die Leute reden und denkt sich sein Theil, aber  
ob er irgend Jemandem noch traut, ob er zu irgend ein-  
em Menschen noch Vertrauen hat, — darüber redet  
der alte Hainer nicht.

Langsam, müde senken sich die weißen Blüten zur  
Erde, umspielend die schwarzen Kränze dort auf dem  
Friedhof. Wie lieblos und ungnädig sie die Kreuze, bis  
sie alle mit weicher, weißer Hülle umfassen. Da ist  
Ruhe, da ist Frieden.

## II.

Jahre waren vergangen, zehn lange Jahre.  
Die Zeit heilt alle Wunden und sie hatte auch all-  
mählich die Katastrophe von Hermannshausen verblässen  
gemacht. Allmählich, nur langsam verschwanden die die-  
len schwarzen Gewänder der Wittwen und Waisen und  
machten helleren, freundlicheren Farben Platz.

In Hermannshausen wußte man damals noch nichts  
von der sozialen Frage, aber auch noch nichts von sozial-  
politischen Gesetzen. So gar leicht war es auch damals  
nicht für die armen Wittwen, sich durchs Leben durchzu-  
schlagen, namentlich, wenn unmündige Kinder da waren,  
die der Schule noch nicht entwachsen waren. Waren sie  
erst größer, dann konnten wohl die Knaben bereits der  
Arbeit nachgehen, natürlich meist im Bergwerk, und wa-  
ren es Mädchen, so mußten sie eben in den sauren  
Apfel beißen, die Heimath verlassen und sich irgendwie  
einen Dienst suchen. Und das ward den Mädchen oft  
recht sauer; denn die Hermannshausener hingen an ihrer  
Heimath ungefähr so, wie jene Fischer, die oben im  
Norden eine unwirtbare Küste bewohnen, die ihnen trotz-  
dem schöner erscheint, als manch paradiesische Gegend.

Swar die Bedenverwaltung und die Grubenbesitzer  
thaten das möglichste, um den schwer betroffenen Leuten  
aufzuhelfen, und sie ließen es sich ein schönes Stück Geld  
kosten; aber schließlich arbeitet doch auch eine Grube nicht  
bloß, um hundert Wittwen und deren Kinder zu ernähren.  
Und derartige geregelte Verhältnisse, wie heute, wo die  
Hinterbliebenen wissen, daß sie unter allen Umständen  
und gesetzmäßig gesichert sind, gab es eben damals  
noch nicht.

Auch die Kameraden der Verunglückten thaten, was  
in ihren Kräften stand, namentlich in der ersten Zeit;  
aber das konnte auch nicht besonders viel sein, denn  
auch sie hatten ihre Familie zu ernähren.

Beim Pfarrer fanden viele Unterstützung mit Rath  
und That, das war selbstverständlich; aber der Pfarrer  
in Hermannshausen ist noch niemals ein reicher Mann  
gewesen, und er wird es wohl niemals sein, wenn an-  
ders er das Herz auf dem rechten Fleck hat.

Und die Wittwen und Waisen selbst? Legten die  
etwa die Hände in den Schooß? Mit nichten. Das  
Arbeiten waren sie ja alle längst gewohnt gewesen und  
wer gern arbeitet, dem macht es mehr Vergnügen, als  
Kummer, namentlich wenn er sieht, daß es ihm möglich  
wird, ohne fremde Hilfe sich und die seinen über Wasser  
zu halten.

Das ward: ohne fremde Hilfe!  
Die erste Zeit mußten sie eben alle annehmen, was  
ihnen die Güte anderer zutheil werden ließ und auch  
Frau Bölling mußte es, ob ihr auch die Nothe der  
Schom ins Gesicht stieg. Dann aber, nach wenigen  
Wochen, fing diese Frau an, ihre Lage und die der an-  
deren mit klaren Blicken zu betrachten und sie sann auf  
Abhilfe der traurigen Zustände.

Wer hätte es früher der bleichen, stillen Frau ange-  
sehen, daß sie eine solche Energie entwickeln könnte.

„Arbeit und zwar lohnende Arbeit!“  
Das sagte sie sich und darauf richtete sie ihr Augen-  
merk. Nicht für sich allein, alle hatte sie im Auge und  
allen mußte geholfen werden, rasch und sicher.

„Wir Frauen müssen uns auf eigene Füße stellen;  
es ist nun einmal ein Ausnahmezustand bei uns und  
da muß man auch Ausnahme-Arbeit thun.“

Das sagte Frau Bölling und von einer zur anderen  
der Wittwen ging sie und fast alle waren einverstanden  
mit dem, was sie sagte.

Der Bedendirektor war nicht wenig überrascht, und  
er schüttelte zweifelnd den Kopf, als ihm Frau Bölling  
ihr Anerbieten vortrug, das zugleich das der übrigen  
Frauen war. Er sträubte sich wohl auch zuerst ein wenig;  
denn das Experiment erschien ihm denn doch etwas ge-  
wagt und er sah Konflikte voraus, die er lieber vermei-  
den wollte, allein schließlich weichen seine Bedenken der  
Ueberredung der energischen Frau.

So kam es denn, daß man eines Tages die Frauen  
auf der Grube erscheinen und sich willig der schweren  
Arbeit unterziehen sah. Natürlich konnten sie nur zu  
Arbeiten verwandt werden, die nicht unten in der Grube  
zu thun waren und die nicht allzusehr das Raß ihrer  
Kräfte überschritten. Aber die Karren und kleinen Gruben-  
wagen vermochten sie doch mit der Zeit recht gut zu  
regieren und bald gab es eine ganze Reihe von Arbeiten,  
die sie leisten konnten und für welche sie am Ende der  
Woche ihren wohlverdienten Lohn einstrichen.

Anfangs hatten die Frauen versucht, die Kinder wäh-  
rend der Arbeitszeit bei Nachbarn unterzubringen, aber  
da waren bald Reibereien unvermeidlich und auf die  
Dauer übernahmen die Nachbarn, die selbst Kinder hat-  
ten, auch nicht gern die Beaufsichtigung.

(Fortsetzung folgt.)

## Vermischte Nachrichten.

— Einwirkung des Frostes auf das  
Leuchtgas. Große Kälte äußert ihren Einfluß  
auch auf die Leuchtkraft des Gases. Die in den  
Gasen noch vorhandenen Mengen Wasserdampf ver-  
dichten sich in den zu Tage liegenden dünnen, eisernen  
Röhren zu flüssigem Wasser, welches gefriert und  
dadurch die Röhren ganz oder theilweise verstopft.  
Die Leuchtkraft der Gase ist ferner wesentlich von  
der Beimengung kohlenstoffreicher Kohlenwasserstoff-  
verbindungen abhängig. Da sich nun aber dieselben  
unter der Einwirkung der Kälte mit verflüssigen und  
in der Leitung bleiben, muß das zum Brenner ge-  
langende Gas verhältnismäßig arm an den genannten  
Kohlenwasserstoffverbindungen sein und daher geringere  
Leuchtkraft haben. Das Einspritzen von Spiritus  
hat den doppelten Zweck, das ausgeschiedene Wasser  
am Gefrieren zu verhindern und die verdichteten  
Kohlenwasserstoffe zur Verbrennung zu bringen. End-  
lich hat die Kälte noch einen dritten Einfluß auf die  
Leuchtkraft. Die Leuchtkraft einer Flamme wird, wie  
am Regenerativbrenner von Siemens ersichtlich ist,  
dadurch gesteigert, daß das Gas vorgewärmt wird.  
Wenn nun aber in Folge der großen Kälte die Tem-  
peratur des Gases so beträchtlich herabgedrückt wird,  
ist ohne Weiteres verständlich, daß die Kohlenstoff-  
theilchen der brennenden Flamme nicht in vollster  
Weißgluth strahlen können; namentlich wird sich dies  
an den gewöhnlichen Straßenbrennern zeigen, wo die  
zur Verbrennung zuströmende Luft weit unter dem  
Gefrierpunkt erkalte ist.

— Ueber Kindergärten schreibt die „Berl.  
Börs. Ztg.“: Der Unterrichtsminister hat sich über die  
Leitung der sogenannten Kindergärten, in welche  
Kinder noch nicht schulpflichtigen Alters Aufnahme fin-  
den, günstig ausgesprochen, da die Kinder in denselben  
gesund erhalten und körperlich getränkt werden, insbe-  
sondere in ihren Spielen sich frei bewegen, ihre Sinne  
üben, ihr ganzes Wesen sich ungezwungen entwickelt  
und sie an Ordnung und Reinlichkeit Freude gewin-  
nen und Beträglichkeit lernen. Andererseits ist darauf  
zu sehen, daß die kleinen Gebete, Verse, Lieder und  
Erzählungen, durch welche ihr Geist genährt und  
geweckt werden soll, mit Umsicht gewählt, jede Ueber-  
reizung ihrer geistigen Kräfte, ganz besonders eine  
vorzeitige Anstrengung des Gedächtnisses sorgfältig  
verhütet, jedes Hinübergreifen in die Aufgaben  
der Volksschule vor dem schulpflichtigen Alter  
vermieden werde. Eine staatliche Prüfung an Anstalten  
zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen einzuführen,  
ist aus praktischen Gründen um so eher abzuweisen,  
als die Eigenschaften einer guten Erzieherin und Lehr-  
erin noch nicht schulpflichtiger Kinder viel mehr in  
ihrem Gemüthe, ihrem Takte, ihrer ganzen Persön-  
lichkeit, als in ihrem Wissen und Können liegen.

— Ein Kind ohne Arme befindet sich  
gegenwärtig im königlichen Klinikum in der Ziegel-  
straße in Berlin. Es ist ein 7 Wochen alter Knabe,  
das neunte Kind einer armen Handwerker-Familie,  
dessen acht ältere Geschwister völlig gesund und normal  
entwickelt sind. Die Mißbildung, mit welcher das  
Kind schon zur Welt kam, besteht darin, daß die  
Ober- und Unterarme beiderseits fehlen und die  
Hände direkt vom Schultergelenk ausgehen. Die Hände  
und Finger sind normal entwickelt und beweglich, der  
sonst gut gebaute Körper des Kindes erinnert lebhaft  
an gewisse Kobbenarten, deren Vorderflößen oder  
Vorderextremitäten gleiche Verhältnisse zeigen. Die  
Eltern des armen Kindes sind natürlich über dieses  
Mißgeschick höchst unglücklich und brachten den Knaben

vor einigen Tagen nach dem Klinikum, in dem naiven  
Glauben, die operative Geschicklichkeit des Herrn Ge-  
heimraths v. Bergmann werde diesen Bildungsfehler  
der Natur durch einen chirurgischen Eingriff beseitigen  
bezw. die fehlenden Arme einsägen können. Selbst-  
verständlich konnte Geheimrath v. Bergmann dem  
nur zu natürlichen Wunsche der Eltern in diesem  
Falle nicht entsprechen, zumal da das Kind sich augen-  
blicklich in einem so schlechten Gesundheitszustande  
befindet, daß kaum Aussicht vorhanden ist, dasselbe  
am Leben zu erhalten. Wohl aber nahm Herr v.  
Bergmann wegen der interessanten wissenschaftlichen  
Bedeutung und des überaus seltenen Vorkommens  
eines solchen Falles Anlaß, denselben in der „Medi-  
zinischen Gesellschaft“ vorzustellen.

— Metz. Trotz der gegenwärtigen ernsten Zeiten  
findet der Humor in den Sitzungen der hiesigen  
großen Karnevalsgesellschaft eine freundliche Heim-  
stätte. Neben verschiedenen anderen Veranstaltungen  
hat diese Gesellschaft auch die Abhaltung eines Was-  
senzuges beschlossen, und zwar als Anknüpfung an  
einen uralten Metzger Gebrauch in Form eines Graouilly-  
Umzuges. Der „Graouilly“ (wohl von „gräulich“  
abzuleiten) ist ein aus Holz gefertigter Drache, der  
gegenwärtig noch in der Kathedrale aufbewahrt wird.  
Bis zum Jahre 1786 pflegte man denselben alljähr-  
lich in öffentlichem Aufzuge in der Stadt herumzu-  
tragen, bei welcher Gelegenheit die Bürger der Stadt  
dem Unthiere allerlei Backwerk in den geöffneten  
Nachen warfen. Vor dem Gouvernementshotel wurde  
Halt gemacht und sodann der Drache von der lieben  
Jugend mit Ruthen gepeitscht. Dieser Gebrauch,  
dessen Anfänge bis ins fünfte Jahrhundert zurück-  
reichen sollten, ist wohl auf die für den Sieg des  
Christenthums über das Heidenthum im Metzger Land  
symbolische Sage zurückzuführen, wonach der heilige  
Clemens, der erste Bischof von Metz, einen in den  
Ruinen des vor den Thoren gelegenen Amphitheatres  
hausenden, vom heidnischen Volke abgöttisch verehrten  
Drachen vertrieben haben soll. Jedenfalls muß es  
als eine glückliche Idee bezeichnet werden, den alten  
Gebrauch wieder aufleben zu lassen. Man hofft  
dabei, daß die Gemeindeverwaltung Geneigtheit zeigen  
wird, eine solche städtische Erinnerungsfest durch  
Bewilligung von Geldmitteln zu unterstützen.

— Aus dem Leben einer Amsel erzählt  
eine Dame dem „Thierfreund“ folgende Episode: „Ich  
besaß eine zahme Amsel, welche ich täglich während  
des Sommers zum offenen Fenster brachte. Eines  
Tages kam eine wilde Amsel, besaß sich ihre Ver-  
wandte, flog davon, um aber bald mit einem Wurm  
im Schnäbelchen zurückzukehren. Die arme Gefangene  
nahm es dankbar an und that sich an dieser Speise  
gütlich. Diese Aufmerksamkeiten dauerten so lange  
fort, bis ich mit der gefangen gehaltenen Amsel in  
die Stadt zog. Acht lange Monate vergingen, ohne  
daß sich das arme Amselpaar sah. Die „Stadtamsel“  
bezog wieder ihre Sommervilla, und schon am zweiten  
Tage ihrer Anwesenheit erschien die andere und die  
Fütterung wurde fortgesetzt.“

— Eine lustige Wette. Unsere Zeit fördert  
die seltsamsten Blüten zu Tage, insbesondere auf  
dem närrischen Gebiete des Wettspores, schreibt die  
„Magdeburger Zeitung.“ Heutzutage, wo man durch  
konsequentes Hungern ein Vermögen sammeln will,  
kann ein Versuch des Gegentheils nicht überraschen.  
Das Junggesellenheim eines unserer liebenswürdig-  
sten Cavaliere war dieser Tage der Schauplatz eines  
solchen Experimentes. Baron K., der auch die Charge  
eines Rittmeisters bekleidete, zählt noch von seinen  
Militärjahren her einen Vurschen zu seinem Dienst-  
personale. Der dicke Peter hat neben den trefflichen  
Eigenschaften der unbedingten Ergebenheit und Treue  
für seinen gütigen Herrn noch eine andere hervor-  
ragende Fähigkeit: er ist — man verzeihe das Wort  
— ein schrecklicher Fresser, wir können den Aus-  
druck nicht mildern. Der Peter, als der kraft- und  
saftstrogende Bauernbursche von den heimathlichen  
Fleischtopfen zum Regimente kam, konnte sich trotz  
doppelter und dreifacher Menagerationen niemals satt  
essen. Sein Hunger spottete jeder Aufopferung der  
Bataillonsküche; der arme Kerl sank zum Schemen  
herab und wäre sicherlich eines gräßlichen Hunger-  
todes verblieben, wenn sich nicht eben Rittmeister  
Baron K. seiner angenommen und sich ihn als Rittmeister  
attachirt hätte. Dank der Freigebigkeit seines Ge-  
bieters fühlte sich Peter seitdem wohlgenüht wie das  
Fischlein im Wasser. Der Herr ergötzte sich an den  
staunenerregenden Leistungen von Peter's immer kom-  
battantem Magen und erzählte davon jüngst in Freun-  
destkreise so unglaubliche Dinge, daß er schließlich  
zum Beweise der Wahrheit die Wette einging, daß  
sein Diener das Fleisch eines mäßigen Kalbleins  
sonder Schwierigkeit auf einem Sitze verspeisen  
werde. Die Wette wurde angenommen und an einem  
Abend der vergangenen Woche zur Ausführung ge-  
bracht. Um seinem Peter die Kraftleistung leichter  
und angenehmer zu gestalten, ließ der Baron die  
stattliche Fleischmenge auf verschiedene Art zubereiten  
und in einzelnen Schüsseln auftragen, wobei natürlich  
des begleitenden Trunkes — denn auch darin leistet  
der brave Vursche Großes — nicht gespart wurde.  
Peter ah mit ruhiger Kraft und sicherer Ausdauer.